

# Vorwort

Welchen Stellenwert hat Hermeneutik in der gegenwärtigen geisteswissenschaftlichen Forschung? Fragt man danach, welche Texte in den letzten zwei Jahrzehnten besonders starke Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, gewinnt man den Eindruck, dass die Zeiten, in denen der Hermeneutik im Wissenschaftsbetrieb eine Schlüsselposition zugewiesen wurde, der Vergangenheit angehören. Die hermeneutische Kunstlehre vom Verstehen spielt zwar bei der Vermittlung elementarer Grundkompetenzen in den Geisteswissenschaften nach wie vor eine besondere Rolle, im Hinblick auf ihre Erklärungs- und Geltungsansprüche werden sowohl in methodischer als auch in systematischer Hinsicht allerdings längst erhebliche Zweifel angemeldet. Die Hermeneutik, so scheint es, hat in etlichen Fachgebieten mitunter massiv an Bedeutung verloren.

Vorbehalte gegen die Hermeneutik gibt es inzwischen viele. Ein Grund der jüngeren Hermeneutik-Skepsis ist die Behauptung, dass eine dezidiert hermeneutische Forschungsperspektive insbesondere in ästhetischen Zusammenhängen die Sensibilität für „*das unabänderlich Nicht-Begriffliche in unserem Leben*“<sup>1</sup> vermissen lasse. Nun lässt sich gewiss trefflich darüber streiten, ob dieser Vorwurf einer einseitigen Sinnfixierung auf Kosten von nicht-begrifflichen Erfahrungsmomenten historisch wie systematisch stichhaltig ist.<sup>2</sup> Jedenfalls ist eine ganze Reihe von neueren Ansätzen in den Geisteswissenschaften durch eine erklärte Distanz zur hermeneutischen Tradition geprägt. Ob in der Bildwissenschaft, der klassischen Kunstgeschichte, der Literaturwissenschaft, der Theaterwissenschaft, der Philosophie oder in anderen Disziplinen – vielerorts finden sich prominente Stimmen, die der Auseinandersetzung mit der spezifischen Materialität oder der Präsenz und Performativität der Phänomene und Praktiken eine weitaus größere Relevanz beimessen als der hermeneutischen Praxis des Deutens und Verstehens komplexer Sinnkonstellationen.<sup>3</sup> Nicht selten wird zudem die Überzeugung ver-

---

1 Hans Ulrich Gumbrecht, *Diesseits der Hermeneutik. Die Produktion von Präsenz*, übers. von Joachim Schulte, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2004, S. 163.

2 Kritisch dazu vgl. exemplarisch: David Lauer, „Sinn und Präsenz. Über Transparenz und Opazität in der Sprache“, in: Markus Rautzenberg/Andreas Wolfsteiner (Hrsg.), *Hide and Seek: Das Spiel von Transparenz und Opazität*, München: Fink, 2010, S. 311–324; Mark A. Halawa, „Widerständigkeit als Quellpunkt der Semiose. Materialität, Präsenz und Ereignis in der Semiotik von C. S. Peirce“, in: *Kodikas/Code: Ars Semeiotica* 32 (2009), Nr. 1–2, S. 11–24.

3 Vgl. hierzu unter anderem: Dieter Mersch, *Posthermeneutik*, Berlin: Akademie Verlag, 2010; Gottfried Boehm, *Wie Bilder Sinn erzeugen. Die Macht des Zeigens*, Berlin: Berlin University Press, 2007; Monika Wagner, *Das Material der Kunst. Eine andere Geschichte der Moderne*, München: Beck, 2001; Jochen Hörisch, *Die Wut des Verstehens*, Berlin: Kadmos, 2011; Erika Fischer-Lichte, *Ästhetik des Performativen*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2004.

treten, dass die entschiedene Abkehr von der klassischen Hermeneutik eine wichtige Grundvoraussetzung für eine adäquate Untersuchung des jeweils in den Fokus gerückten Forschungsgegenstandes darstellt.<sup>4</sup>

Wissenschaftshistorisch lässt sich diese Abkehr als Reaktion auf die *Entgrenzung* des Textbegriffs verstehen.<sup>5</sup> Die einstmals selbstverständliche Gewissheit, quasi sämtlichen Ausprägungen des menschlichen Kulturlebens eine hermeneutisch deutbare 'Textlichkeit' unterstellen zu können, hat sichtlich an Überzeugungskraft eingebüßt.<sup>6</sup> Der *klassische* Begriff des Textes als eines durch Wort und Schrift geprägten Bedeutungsträgers verliert durch die Rede von einer 'Lesbarkeit' des Bildes, der Stadt oder des Körpers an begrifflicher wie analytischer Schärfe. Die so vorangetriebene *Ent-Ontologisierung* eines herkömmlichen Textbegriffs impliziert hermeneutische Universalisierungsansprüche mit erheblichen, nicht immer ausreichend bedachten Konsequenzen.<sup>7</sup>

Auch an gänzlich anderer Stelle werden Zweifel an der Hermeneutik deutlich: Wenn alte und neue fundamentalistische religiöse Bewegungen auf einem eindeutigen und für alle Zeit von Gott normierten Wortlaut heiliger Texte beharren oder konservative amerikanische Juristen eine 'originalistische' Auslegung der Verfassung fordern, um das Recht auf den Besitz von Feuerwaffen zu verteidigen, gibt es für einen Pluralismus an Deutungs- und Aussageoptionen als Ansatzpunkt hermeneutischer Reflexion keinen Platz mehr. Die Tendenz zur Ausbildung solcher Wortlautfundamentalismen lässt sich natürlich auch an anderen Stellen gegenwärtiger Gesellschaften beobachten.<sup>8</sup> Von einer produktiven Auseinandersetzung mit den Zumutungen pluralistischer Deutungsmöglichkeiten, wie er für die hermeneutische Tradition weitgehend charakteristisch ist, ist all dies denkbar weit entfernt.

Versteht man die Hermeneutik als eine Praxis des reflektierten Umgangs mit der Erfahrung von Ambiguität, liegt es nahe, die inzwischen vielfach konstatierte

---

<sup>4</sup> Prononciert dazu vgl. Hans Ulrich Gumbrecht, *Präsenz*, hrsg. und mit einem Nachwort von Jürgen Klein, Berlin: Suhrkamp, 2012.

<sup>5</sup> Stellvertretend dafür vgl. Doris Bachmann-Medick (Hrsg.), *Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1996.

<sup>6</sup> Beispielhaft für diese Skepsis vgl. Sybille Krämer/Horst Bredekamp, „Kultur, Technik, Kulturtechnik: Wider die Diskursivierung der Kultur“, in: dies. (Hrsg.), *Bild, Schrift, Zahl*, München: Fink, 2003, S. 11–22.

<sup>7</sup> Vgl. ausführlich dazu Andreas Kablitz, „Die Sprachlichkeit des Textes. Vom Nutzen und Nachteil seiner Metaphorisierung und von deren Ursachen“, in: *Poetica* 48 (2016), Nr. 3–4, S. 169–199.

<sup>8</sup> Peter Strohschneider, *Zumutungen. Wissenschaft in Zeiten von Populismus, Moralisierung und Szientokratie*, Hamburg: kursbuch.edition, 2020.

Zurückdrängung des Viel- bzw. Mehrdeutigen<sup>9</sup> auch als Krise der Hermeneutik zu interpretieren. Gibt es in einer Zeit einer potentiell schier grenzenlosen Datafizierung von Mensch, Natur und Gesellschaft<sup>10</sup> noch einen Bedarf an hermeneutischen Formen der Deutungskunst? Die impliziten wie expliziten Objektivitätsversprechen, wie sie nicht nur im Silicon Valley zu vernehmen sind, legen eine negative Antwort auf diese Frage nahe. Wird so geantwortet, ist allerdings vergessen, dass ‘Objektivität’ das Produkt komplexer diskursiver wie auch institutioneller Verfahren ist.<sup>11</sup> Selbst die ausgefeiltesten algorithmenbasierten Datenverarbeitungssysteme können schon deshalb nicht vollends ‘objektiv’ bzw. ‘neutral’ operieren, weil bereits die *Form*, in der sie Daten mustern, ordnen und auswerten, vorab gesetzten Erkenntnisinteressen folgt – was nichts anderes heißt, als dass diese Form immer schon hochgradig interpretationsgesättigt ist. Ein einmal für ein bestimmtes System aufgesetztes Programmdesign mitsamt seinen Routinen kann sogar deutlich schlechter nachträglich verändert werden als eine klassische Forschungsfrage und die zu ihrer Untersuchung herangezogenen Quellen oder Methoden. Wenn es im Kontext der *Digital Humanities* heißt, dass die quantitativen Analysemethoden des *Distant Reading* im Unterschied zur traditionellen philologischen Forschungstätigkeit „keine Interpretationen“<sup>12</sup> mehr hervorbringen, fehlen in dieser zugespitzten Formulierung folglich alle notwendigen interpretativen Schritte beim Design der Analyse und ihrer Auswertung.

Mit dem vorliegenden Band will der Arbeitskreis „Text und Textlichkeit“ *zum einen* die Frage nach der Bedeutung der Hermeneutik verfolgen: Inwieweit sind die gegen die hermeneutische Tradition geltend gemachten Verdachtsmomente berechtigt? Welchen Modifikationen müsste die hermeneutische Praxis unterzogen werden, um Zweifel, die ihr verstärkt entgegengebracht werden, auszuräumen? Und wo wäre sogar eine gewisse Renitenz der Hermeneutik gefordert, sprich: eine selbstbewusste Verteidigung ihrer Methoden und des darin ausgedrückten vorbehaltlichen Zugriffs auf die Wirklichkeit? *Zum anderen* widmen sich die Autorinnen und Autoren dieses Bandes den Herausforderungen der Hermeneutik in einer Zeit, die offenbar von einer weitreichenden „Ambiguitäts-

---

9 Vgl. etwa Zygmunt Baumann, *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*, Hamburg: Hamburger Edition, 2005; Thomas Bauer, *Die Vereindeutigung der Welt. Über den Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt*, Ditzingen: Reclam, 2018.

10 Vgl. Steffen Mau, *Das metrische Wir. Die Quantifizierung des Sozialen*, Berlin: Suhrkamp, 2017.

11 Vgl. Lorraine Daston/Peter Galison, *Objektivität*, aus dem Amerikanischen von Christa Krüger, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2007.

12 Franco Moretti, *Distant Reading*, Konstanz: Konstanz University Press, 2016, S. 54, Anm. 22.

intoleranz“<sup>13</sup> gekennzeichnet ist. Wo der für das wechselseitige Verstehen nach Ansicht der traditionellen Hermeneutik erforderliche Horizont einer gemeinsamen Lebenswelt in postfaktischen Filterblasen und Echokammern abhanden zu kommen droht, hat es die hermeneutische ‘Arbeit am Sinn’ nicht leicht. Aber ist sie deswegen schon vergeblich oder gar überflüssig?

JAN SÖFFNER legt nahe, diese – auf den ersten Blick durchaus plausible – Schlussfolgerung selbstbewusst umzukehren. Die konstatierte Krise der Hermeneutik, so die seinem Text „Sinn und Sinnlosigkeit. Die Frage nach der Stellung der Hermeneutik im Zeitalter der künstlichen Intelligenz“ zugrunde liegende These, macht die Notwendigkeit einer Sensibilisierung für hermeneutische Sinnfragen nur umso dringlicher. Näher erläutert wird dieses Argument im Rahmen einer insbesondere an Husserl und Heidegger geschulten Auseinandersetzung mit dem Bewusstseinsbegriff. Dieser ist für SÖFFNER insofern von großer Bedeutung, als sich die Kategorie ‘Sinn’ ohne Bewusstsein nicht denken lässt. Neueste KI-Anwendungen mögen dazu in der Lage sein, autonom ‘sinvolle’ Äußerungen zu artikulieren oder Texte im Hinblick auf ‘bedeutungsvolle’ Muster zu analysieren; dem ‘Sinn’ einer Aussage bzw. eines Textes im phänomenologisch strengen Sinne ‘folgen’ können sie indes nicht. Dazu müsste ihre ‘Intelligenz’ eine Eigenschaft aufweisen, die bislang nur dem menschlichen Bewusstsein vorbehalten ist, die Fähigkeit nämlich, sich vom Gesagten bzw. Geschriebenen lebensweltlich *involvieren* zu lassen.

Paradigmatisch zum Ausdruck gelangt diese Fähigkeit laut SÖFFNER in Erzählungen. Anders als die subjektlosen Erzeugnisse automatisierter Textverarbeitungsprogramme sind diese niemals nur „gegenstandsgerichtet“, sondern auch und gerade „spannungsgerichtet“ (S. 17). Die in ihnen eröffneten Räume des Sinns lassen sich erst dann adäquat verstehen, wenn ein Bewusstsein die dargebotene Erzählung im Modus einer spezifisch-narratologischen *Partizipation* bzw. *Involviertheit* nachvollzieht. Eben diese Sinndimension bleibt selbst den ambitioniertesten KI-Anwendungen verschlossen. Denn während Erzählungen „jenen Sinn [bündeln], der zu Bewusstsein *und nur* zu Bewusstsein kommen kann“ (ebd.), und damit das eigentümliche Gebiet der Hermeneutik vor Augen führen, leistet die KI „bislang nur eine Art Nicht-Nicht-Hermeneutik des bloßen Contents“ (S. 10), für die nicht nur eine absolute „Sinnvergessenheit“ (ebd.), sondern auch eine damit korrespondierende „Sinnlosigkeit“ (S. 20) charakteristisch ist.

---

13 Bauer, *Die Vereindeutigung der Welt*, S. 27.

Sind die technologischen Innovationen im Bereich der Digitalisierung damit vollends ‘a-hermeneutisch’? GABRIELE GRAMELSBERGER gibt in ihrem technikphilosophischen Beitrag „Hermeneutik der Maschinen und Maschinenalgorithmen“ zu verstehen, dass dies mitnichten der Fall ist – jedenfalls dann nicht, wenn man zur Kenntnis nimmt, wie sehr der Prozess der Digitalisierung von der Idee „eines Programms der totalen Lesbarkeit der Welt durch Maschinenalgorithmen“ (S. 24) getragen wird. Dieses Programm ‘liest’ und interpretiert die datafizierte ‘Welt’ freilich nicht in dem Sinne, den SÖFFNER für die Hermeneutik reklamiert; gleichwohl produziert es hermeneutische Effekte, denen GRAMELSBERGER intensiv nachgeht: So lässt sich zeigen, dass selbstlernende Algorithmen trotz ihrer immer raffinierteren Leistungen mittlerweile derart komplex geworden sind, dass sie selbst von ihren Programmierern nicht mehr in Gänze überblickt und verstanden werden können. Die Sortier- und Entscheidungslogiken der Maschinenalgorithmen werden somit selbst zu einer hermeneutischen Herausforderung.<sup>14</sup>

Wie ernst diese Herausforderung zu nehmen ist, verdeutlicht GRAMELSBERGER weiter durch Rekurs auf die „hermeneutische Gewalt“ (S. 34), wie sie von Scoring-Algorithmen beispielsweise im Versicherungswesen, bei der Kreditvergabe oder in der Polizeiarbeit ausgeübt wird. Fälle wie diese erinnern daran, dass Algorithmen „nicht nur spezifische Handlungsvorschriften, sondern [...] vor allem Entscheidungsmaschinen [sind]“ (S. 35), die in einer oft völlig intransparenten Art und Weise zu einem tiefgreifenden „Autonomieverlust des Menschen“ (ebd.) führen können. Wie GRAMELSBERGER hervorhebt, ist dieser Umstand nicht zuletzt deshalb höchst problematisch, weil die Ergebnisse algorithmisch generierter Entscheidungen häufig äußerst weit von den Objektivitäts- und Eindeutigkeitsversprechen der großen Tech-Konzerne entfernt sind. Man denke diesbezüglich nur an die ‘irrtümliche’ Kategorisierung von Menschen als mutmaßliche ‘Delinquenten’ oder ‘Terroristen’ bzw. an deren ‘fälschliche’ Einordnung als ‘kredit-’ oder ‘versicherungsunwürdige’ Personen. Neben der Tatsache, dass algorithmenbasierte Sortier- und Entscheidungsverfahren mitnichten dazu in der Lage sind, Ambiguitäten vollends auszuschließen, machen GRAMELSBERGERS Ausführungen sodann vor allem eines deutlich: die Notwendigkeit einer algorithmenethischen Regulierung der Maschinenhermeneutik, die die Basis für einen verantwortungsvollen Umgang mit Ambiguitäten zu legen vermag.

---

<sup>14</sup> Vgl. dazu auch die Veröffentlichungen der von Christoph Marksches geleiteten interdisziplinären Arbeitsgruppe „Verantwortung: Maschinelles Lernen und Künstliche Intelligenz“ in der Reihe „#VerantwortungKI – Künstliche Intelligenz und gesellschaftliche Folgen“, digital zugänglich unter <https://www.bbaw.de/publikationen> (zuletzt abgerufen: 26.02.2021).

Die Möglichkeiten der Digitalisierung spielen auch in dem Aufsatz von STEFFEN MARTUS unter dem Titel „Interpretieren – Lesen – Schreiben. Zur hermeneutischen Praxis aus literaturwissenschaftlicher Perspektive“ eine wichtige Rolle. Sie dienen als methodisches Hilfsmittel, um zu klären, ob sich der Eindruck eines weitreichenden Bedeutungsverlusts der Hermeneutik empirisch erhärten lässt. Der Befund, zu dem MARTUS im Rahmen einer statistischen Auswertung aller Beiträge gelangt, die zwischen 1923 und 2018 in der wichtigsten germanistischen Fachzeitschrift im deutschsprachigen Raum, der *Deutschen Vierteljahrszeitschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*, erschienen sind, fällt bemerkenswert negativ aus – bemerkenswert zum einen, weil sich anhand von quantitativen Titel-, Namens- und Schlagwortanalysen belegen lässt, dass im genannten Zeitraum gut die Hälfte aller Beiträge, die sich der Neueren deutschen Literaturwissenschaft zuordnen lassen, als Interpretationen meist klassischer literarischer Werke klassifizieren lassen; hinzu kommt zum anderen, dass das literaturwissenschaftliche Interesse an dezidiert hermeneutischen Textinterpretationen verhältnismäßig spät einsetzt (Ende der sechziger Jahre) und erstaunlicherweise gerade dann einen Höhepunkt erreicht, als die Hermeneutik von poststrukturalistischer wie kulturwissenschaftlicher Seite her einer fundamentalen Kritik unterzogen wird (in den achtziger Jahren). Zumindest mit Blick auf die für die deutschsprachige Germanistik höchst einflussreiche Zeitschrift lässt sich daher konstatieren, dass sich trotz der großen Prominenz vieler hermeneutikkritischer Stimmen letztlich „keine Indizien für einen Bedeutungsverlust der Hermeneutik [abzeichnen]“ (S. 51).

Wie lässt sich dieser Befund erklären? Im weiteren Verlauf seines Textes geht MARTUS dieser Frage im Rahmen einer praxeologischen Analyse der germanistischen Fachkultur nach. Dabei zeigt er, dass die literaturwissenschaftliche Praxis sowohl in der Forschung als auch in der Lehre weitaus mehr impliziert als die Fähigkeit zur elaborierten Lektüre literarischer Werke; vielmehr zeichnet sich diese Praxis durch ein unauflösliches Zusammenspiel von rezeptiven Lesevorgängen und produktiven Diskurs- wie Schreibaktivitäten aus. Literaturwissenschaftlich ‘verständlich’ ist eine Person im institutionellen Rahmen der akademischen Literaturwissenschaft erst dann, wenn sie dazu in der Lage ist, durch „spezielle Formen des Redens und vor allem Schreibens“ (S. 56) eine „angemessene“ (ebd.) Lektüre- und Interpretationsleistung öffentlich unter Beweis zu stellen. Für das Thema dieses Bandes ist dieser Aspekt nicht nur deshalb wichtig, weil er die normativen Interpretationsinfrastrukturen der literaturwissenschaftlichen Praxis eindrucksvoll vor Augen führt; vielmehr rückt er auch deren eminent *sozialen* Charakter in den Vordergrund – mit der Folge, dass das klassische Bild vom singulären, in sich gekehrten Interpretieren eines in kontemplativer Stille gelesenen und verstandenen Textes eine praxeologische Korrektur erfährt.

Eine praxeologische Erweiterung der Hermeneutik unterbreitet auch ANDRÉ KRISCHER, der in seinem Text „Randnotizen – oder: Wie am englischen Kanzleigericht Entscheidungen hergestellt wurden“ eine „kleine Fallstudie zu den Grenzen der Hermeneutik in der Rechtsgeschichte“ präsentiert. Am Beispiel des (heute nicht mehr existierenden) Londoner Kanzleigerichts („Court of Chancery“) zeichnet er dabei nach, welch komplexes Bündel materieller Praktiken im England des 18. Jahrhunderts am Prozess der Rechtsfindung beteiligt war. Die Besonderheit dieser Gerichtsform bestand KRISCHER zufolge darin, dass der dem Gericht vorstehende Lordkanzler („lord chancellor“) seine juristischen Entscheidungen im Zuge sogenannter Sitzurteile zu verkünden hatte: Er konnte sich vor der Urteilsverkündung nicht in einen separaten Raum zurückziehen, um dort die während der Verhandlung gesammelten Fakten und Argumente nochmals sorgfältig zu prüfen und gegeneinander abzuwägen. Stattdessen hatte er sein Urteil unmittelbar nach der Anhörung aller Streitparteien im Gerichtssaal selbst öffentlich zu verkünden.

Lässt sich der Lordkanzler angesichts solcher Rahmenbedingungen als ein ‘einsamer Entscheider’ begreifen? Obwohl zeitgenössische Gemälde genau dies suggerieren und damit den auch in der rechtswissenschaftlichen Hermeneutik lange Zeit kultivierten Topos des subjektivistischen Verstehens widerspiegeln, lässt sich diese Sichtweise laut KRISCHER historisch nicht stützen. Weit davon entfernt, Rechtsurteile vollkommen individuell bzw. autonom zu fällen, bereitete der Lordkanzler seine Entscheidungen stets mithilfe vielfältiger Schreibpraktiken vor, an deren Durchführung gleich mehrere Akteure beteiligt waren. Als wohl wichtigstes materielles Substrat hebt KRISCHER in diesem Zusammenhang neben den vom Lordkanzler während der Verhandlungen persönlich angefertigten Notizbüchern die im Vorfeld des Gerichtsprozesses von höheren Juristen („Barristers“) und Rechtsberatern („Solicitors“) erstellten Schriftstücke vor. Wie eine Analyse dieser Quellen belegt, erzeugten die verschiedenen Prozessparteien in einer bürokratisch genauestens festgelegten Schreibordnung ein überaus umfangreiches Textkonvolut, welches nicht nur alle relevanten Prozessinformationen enthielt (Klageschriften, Zeugenaussagen usw.), sondern auch zahlreiche Annotationen, Markierungen, Ergänzungen und Modifikationen seitens der juristischen Verfahrensteilnehmer aufwies. Auch wenn diese in der Regel unter hohem Zeitdruck erarbeiteten Konvolute dem Lordkanzler in der eigentlichen Verhandlung gewissermaßen als Urteilspräparate dienten, waren sie nach KRISCHERS Überzeugung weit davon entfernt, lediglich die Basis für ein rein *individuell* hervorgebrachtes Rechtsurteil zu bereiten. Weitaus plausibler ist es für ihn, sie als Artefakte anzusehen, die zunächst und vor allem das Ergebnis einer kooperativen und damit dezidiert *sozialen* Schreibpraxis sind und insofern keinen singulären Autor und Interpreten besitzen. KRISCHER spricht in diesem Zusammenhang von einer „Her-

meneutik der Praxis“ (S. 111), die die klassische Hermeneutik praxistheoretisch zu ergänzen vermag. Kennzeichnend ist für sie der Impuls, den Gegenstand des hermeneutischen Erkenntnisinteresses „nicht nur als Sinn-, sondern auch als Materialverbund“ (S. 108) zu verstehen. Wer verfolgt, wie KRISCHER der performativen Dimension kooperativer Entscheidungspraktiken auf den Grund geht, kann erkennen, welche Bedeutung der Aspekt der „soziomaterielle[n] Koproduktion“ (S. 110) für eine praxeologisch erweiterte Hermeneutik besitzt.

Was aber veranlasst die hermeneutische Praxis des Verstehens überhaupt? Was sind die Bedingungen ihrer Möglichkeit? PHILIPP STOELLGER gibt in seinem Aufsatz „Hermeneutik am Ende oder am Ende Hermeneutik? Möglichkeitsbedingungen einer Hermeneutik angesichts ihrer Kritik“ auf diese Frage eine Antwort, die vor allem in einem Punkt von traditionellen Hermeneutikkonzeptionen abweicht: Für ihn markiert nicht das *Verstehen*, sondern das *Nicht-Verstehen* den Entstehungspunkt hermeneutischer Praxis. Verstehen ist demnach niemals ein Selbstzweck, vielmehr handelt es sich um einen Prozess, der durch die ereignishafte Erfahrung der ‘Differenz’, des ‘Bruchs’, des ‘Unverfügbaren’ bzw. des ‘Widersprüchlichen’ überhaupt erst initiiert wird. Die hermeneutische Praxis beginnt demzufolge erst dann, wenn es einen erfahrungsbezogenen *Anstoß* zum Verstehen – genauer: zum *Verstehen-Müssen* – gibt. Und das bedeutet wiederum: Sie ist nicht einfach nur ein *intellektuelles* Unterfangen, sondern auch und gerade ein *existenzielles* Geschehen.

Von besonderer Relevanz ist STOELLGERS emphatisches Hermeneutikverständnis insofern, als es zugleich mit einem alternativen hermeneutischen Kompetenzverständnis einhergeht. Wenn das Nicht-Verstehen den Ausgangspunkt der Hermeneutik markiert, gibt sich hermeneutische Kompetenz zuallererst als ausgeprägte „Differenzkompetenz“ (S. 155) – im Gegensatz zu einer reinen „Reflexionskompetenz“ (S. 125) – zu erkennen. Widersprüchliches ‘beieinander zu halten’, die Koexistenz von Widersprüchen ‘auszuhalten’, einen ‘Sinn’ für das Unmögliche, Inkohärente zu entwickeln, sind für STOELLGER Kennzeichen einer ausgeprägten hermeneutischen Kompetenz. So betrachtet, erweist sich das Verstehen gerade nicht als hermeneutischer Normalfall; viel eher ist dieser Normalfall der grundlegende *Verstehensmangel*. Einen solchen Mangel anzuerkennen und produktiv zu nutzen, anstatt ihn als unwillkommenen Störfall zu diskreditieren, lehrt laut STOELLGER vor allem eine hermeneutische Auseinandersetzung mit dem Phänomen des Bildes. „Bilder“, so STOELLGER, „sind in eigener Weise kompetente Medien der Differenzdarstellung und -bearbeitung“ (S. 160) – und damit in besonderem Maße dazu geeignet, eine Differenzkompetenz zu kultivieren, die davon absieht, „alles auf das Verstehen konvergieren zu lassen“ (ebd.).

CHRISTOPH MARKSCHIES ergänzt den Band mit dem Text „Sehnsucht nach Eindeutigkeit. Chancen und Gefahren einer Hermeneutik nach dem Ende der Postmoderne“ um einen Beitrag, der den besonderen Hintergründen und Funktionen einiger ausgewählter theologischer Vereindeutigungs Bemühungen auf den Grund geht. Ausführlich erörtert werden diese Bemühungen anhand von drei theologiehistorischen Beispielen, die in besonderer Weise dazu geeignet sind, naheliegende Vereindeutigungsversuche von solchen zu unterscheiden, die aus gesellschaftlicher, politischer wie auch theologischer Sicht als hochgradig problematisch einzustufen sind. Das erste Beispiel bezieht sich auf die vom evangelischen Systematiker Gerhard Ebeling (1912–2001) angestellten Überlegungen zur Bibelhermeneutik Martin Luthers. Namhafte Fachkollegen erkannten darin irrtümlich eine Fortsetzung der in der Theologiegeschichte bereits vielfach geäußerten These, wonach die klassische Lehre vom vierfachen Schriftsinn von Luther gänzlich überwunden worden sei. Für MARKSCHIES steht hingegen fest, dass Ebeling eine hochgradig situationsbedingte Verwendung der Allegorese bei Luther nachzuweisen versuchte: An bestimmten Stellen wurde von ihr Gebrauch gemacht und die Idee eines mehrfachen Schriftsinnes angewendet, an anderen Stellen wurde diese Idee durch das Konstatieren eindeutiger Auslegungsmöglichkeiten strategisch preisgegeben – beispielsweise dann, wenn sich Luther theologischen Gegnern gegenüber sah, die seine Lehre unter Verweis auf den vierfachen Schriftsinn zu entkräften versuchten. Die Geste der Vereindeutigung erweist sich demnach mindestens auch als eine den damaligen Zeitumständen geschuldete rhetorische Strategie.

In eine deutlich andere Richtung weisen die Überlegungen zur antiken Bibelauslegung des französischen Jesuiten Henri de Lubac (1896–1991), die MARKSCHIES als zweites historisches Beispiel dienen. Sichtbar werden hier keine hermeneutischen Vereindeutigungstendenzen, sondern ganz im Gegenteil intensive Bemühungen um eine pluralismusoffene Bibelexegese. Vom „*geschichtlichen Charakter*“ (S. 181) des Christentums fest überzeugt, entwickelte de Lubac insbesondere in Auseinandersetzung mit dem antiken christlichen Universalgelehrten Origenes eine theologische Hermeneutik, für die die Lehre vom multiplen Schriftsinn ein Wesensmerkmal des christlichen Glaubens darstellt. Wie MARKSCHIES hervorhebt, war dieser Aspekt für de Lubac nicht nur aus akademisch-theologischen, sondern gerade auch aus politischen Gründen von großer Bedeutung. So lässt sich dessen Verteidigung einer pluralistischen Bibelexegese als Versuch lesen, der in der Zeit des Vichy-Regimes und der „Diktatur der neothomistischen Neoscholastik“ (S. 185) vorherrschenden Starrheit eines einstimmigen, auf Eindeutigkeit pochenden Denkens kritisch entgegenzutreten. Pluralisierung fungiert bei de Lubac als strategisches Mittel gegen den Prozess einer totalitären Vereindeutigung der Gegenwart.

Das dritte Beispiel bei MARKSCHIES bezieht sich auf die 1982 veröffentlichte „Zweite Chicago-Erklärung“ des „Internationalen Rats für biblische Irrtumslosigkeit“ – und damit auf eine fundamentalistische Vereindeutigungsstrategie. In dieser von MARKSCHIES ausgiebig zitierten Erklärung findet sich unter anderem die Behauptung, dass die Heilige Schrift als „Tatsachenbericht“ (S. 188) zu betrachten sei und der „grammatisch-historische Sinn“ (S. 189) der Bibel die einzige Grundlage für deren Auslegung darstelle. Diese Position ist für MARKSCHIES vor allem aus folgendem Grund interessant: Seines Erachtens lässt sich an ihr eine Sehnsucht nach Eindeutigkeit demonstrieren, die aus der Sicht von vehementen Hermeneutik-Kritikern wie Jochen Hörisch angeblich für die Tradition der Hermeneutik *insgesamt* typisch ist, in Wahrheit aber nur für einzelne Episoden der hermeneutischen Praxis zutrifft. Der Hermeneutik eine allgemeine Tendenz zur Vereindeutigung zuzuschreiben, greift demnach zu kurz – zumal solch eine Zuschreibung aus dem Blick verliert, dass es in gewissen historischen Momenten (siehe Luther) durchaus geboten sein kann, auf rhetorische Vereindeutigungsstrategien zurückzugreifen.

Abgeschlossen wird dieser Band mit der (überarbeiteten) Transkription einer Podiumsdiskussion, die die Mitglieder des Arbeitskreises „Text und Textlichkeit“ im Juli 2019 zum Abschluss eines Kolloquiums, auf das sämtliche der hier versammelten Beiträge zurückgehen, mit JULIKA GRIEM und CHRISTOPH KÖNIG über die Aktualität der literaturwissenschaftlichen Hermeneutik führen konnten. Fortgesetzt wurde darin eine Debatte, die die beiden bereits im Jahr 2015 in zwei breit rezipierten Meinungsbeiträgen innerhalb der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* über die Aufgabe philologischer Forschung angestoßen hatten.<sup>15</sup> GRIEM nutzte dabei ihre Wortbeiträge für eine fundamentale Kritik eines tiefenhermeneutischen Heroismus, wie er sich in ihren Augen beispielsweise in einem Aufsatz des klassischen Philologen Jürgen Paul Schwindt wiederfinden lässt.<sup>16</sup> Beschrieben wird die literaturwissenschaftliche Praxis darin als wagemutiger ‘Tauchgang’, dessen Zweck einzig und allein darin zu bestehen scheint, unterhalb der Oberfläche eines bestimmten Textes eine Reihe von ‘Sinn-Schätzen’ zu finden, die ohne diesen ‘heroischen’ Akt womöglich niemals entdeckt worden wären. Problematisch ist diese philologische Selbstbeschreibung für GRIEM nun insofern, als sie ihres Erach-

---

<sup>15</sup> Vgl. Christoph König, „Achtung vor den fremden Werken. Zuerst lesen wir hingerissen, dann lesen wir analytisch. Über die philologische Aufgabe, den Sinn schwieriger Texte zu verstehen“, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 23.09.2015, S. N3; Julika Griem, „Philologen – heute ohne Aura“, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 07.10.2015, S. N3.

<sup>16</sup> Vgl. Jürgen Paul Schwindt, „Die Philologie von unten. Das athematische Lesen und der *retour sur soi-même*“, in: *Dictynna* 13, 2016, <https://journals.openedition.org/dictynna/1311> (zuletzt abgerufen: 26.02.2021).

tens in erheblichem Maße vollkommen unkritisch von „männliche[n] Selbststilisierung[en]“ und „Durchbruchphantasien“ (S. 202) durchzogen ist. Hinzu kommt, dass die materielle Oberfläche des Textes – all jene Faktoren also, die unter anderem aus praxeologischer Sicht für die philologische Arbeit elementar sind – von solchen tiefenhermeneutischen Selbstüberhöhungen pauschal abgewertet wird. Wie GRIEM mit Blick auf den angelsächsischen Forschungsdiskurs erläutert, gerät damit die soziale, politische wie auch institutionelle Dimension der philologischen Praxis gänzlich aus dem Blick.

Auch CHRISTOPH KÖNIG zeigt sich davon überzeugt, dass das Postulat einer tiefenhermeneutischen Analyse die schriftliche Oberfläche eines Textes zu Unrecht abwertet. Gegen diese von ihm als „alte Hermeneutik“ (S. 204) bezeichnete Sichtweise macht er indes eine skeptische hermeneutische Ausgangshaltung stark, derzufolge es in der philologischen Praxis primär zu verstehen gilt, „wie verstanden worden ist“ (ebd.). Eine solche „Erkenntniskritik des Verstehensvorganges“ (ebd.) ist nach KÖNIG in doppelter Hinsicht vorzunehmen: zum einen in Bezug auf die Instanz des Autors sowie zum anderen in Bezug auf die des Philologen, der sich in seiner hermeneutischen Reflexion immer auch selbst zu beobachten habe, um über sein eigenes Tun Klarheit zu erhalten. Zudem meint KÖNIG, dass eine ästhetisierende Engführung des Textverstehens nach Möglichkeit vermieden werden sollte. Der Ausgangspunkt des Verstehens ist für ihn stets die „Schwierigkeit“ (S. 206) eines Textes, und zwar ungeachtet der Textsorte, auf die sich die hermeneutische Analyse jeweils bezieht.

\*\*\*

In Gestalt dieser Publikation präsentieren die Herausgeber den zweiten Band ihrer gemeinsam verantworteten Schriftenreihe „Text und Textlichkeit“ der Öffentlichkeit. Möglich gemacht wurde dies durch das große Engagement gleich mehrerer Personen, denen wir im Folgenden ganz herzlich danken möchten. Zu nennen sind natürlich zunächst die einzelnen Autoren. Herzlicher Dank gebührt ebenso den an der erwähnten Podiumsdiskussion beteiligten Akteuren – allen voran Julika Griem und Christoph König – für die nochmalige Durchsicht ihrer jeweiligen Wortbeiträge. Heinrich Schupelius ist für seine Transkription der Podiumsdiskussion herzlich zu danken, Mark Halawa-Sarholz und Hannelore Rose für die sorgfältige Redaktion des gesamten Bandes. Ein besonderer Dank gilt der Fritz Thyssen Stiftung, die nicht nur die Drucklegung dieses Buches abermals großzügig gefördert hat, sondern bereits schon das diesem zugrunde liegende Kolloquium.

im Frühjahr 2021

Andreas Kablitz, Christoph Marksches, Peter Strohschneider

## Verzeichnis der zitierten Literatur

- Bachmann-Medick, Doris (Hrsg.), *Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1996.
- Bauer, Thomas, *Die Vereindeutigung der Welt. Über den Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt*, Ditzingen: Reclam, 2018.
- Baumann, Zygmunt, *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*, Hamburg: Hamburger Edition, 2005.
- Boehm, Gottfried, *Wie Bilder Sinn erzeugen. Die Macht des Zeigens*, Berlin: Berlin University Press, 2007.
- Daston, Lorraine/Peter Galison, *Objektivität*, aus dem Amerikanischen von Christa Krüger, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2007.
- Fischer-Lichte, Erika, *Ästhetik des Performativen*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2004.
- Griem, Julika, „Philologen – heute ohne Aura“, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 07.10.2015, S. N3.
- Gumbrecht, Hans Ulrich, *Diesseits der Hermeneutik. Die Produktion von Präsenz*, übers. von Joachim Schulte, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2004.
- Gumbrecht, Hans Ulrich, *Präsenz*, hrsg. und mit einem Nachwort von Jürgen Klein, Berlin: Suhrkamp, 2012.
- Halawa, Mark A., „Widerständigkeit als Quellpunkt der Semiose. Materialität, Präsenz und Ereignis in der Semiotik von C. S. Peirce“, in: *Kodikas/Code: Ars Semeiotica* 32 (2009), Nr. 1–2, S. 11–24.
- Hörisch, Jochen, *Die Wut des Verstehens*, Berlin: Kadmos, 2011.
- Kablitz, Andreas, „Die Sprachlichkeit des Textes. Vom Nutzen und Nachteil seiner Metaphorisierung und von deren Ursachen“, in: *Poetica* 48 (2016), Nr. 3–4, S. 169–199.
- König, Christoph, „Achtung vor den fremden Werken. Zuerst lesen wir hingerissen, dann lesen wir analytisch. Über die philologische Aufgabe, den Sinn schwieriger Texte zu verstehen“, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 23.09.2015, S. N3.
- Krämer, Sybille/Horst Bredekamp, „Kultur, Technik, Kulturtechnik: Wider die Diskursivierung der Kultur“, in: dies. (Hrsg.), *Bild, Schrift, Zahl*, München: Fink, 2003, S. 11–22.
- Lauer, David, „Sinn und Präsenz. Über Transparenz und Opazität in der Sprache“, in: Markus Rautzenberg/Andreas Wolfsteiner (Hrsg.), *Hide and Seek: Das Spiel von Transparenz und Opazität*, München: Fink, 2010, S. 311–324.
- Mau, Steffen, *Das metrische Wir. Die Quantifizierung des Sozialen*, Berlin: Suhrkamp, 2017.
- Mersch, Dieter, *Posthermeneutik*, Berlin: Akademie Verlag, 2010.
- Moretti, Franco, *Distant Reading*, Konstanz: Konstanz University Press, 2016.
- Schwindt, Jürgen Paul, „Die Philologie von unten. Das athematische Lesen und der *retour sur soi-même*“, in: *Dictynna* 13, 2016, <https://journals.openedition.org/dictynna/1311> (zuletzt abgerufen: 26.02.2021).
- Strohschneider, Peter, *Zumutungen. Wissenschaft in Zeiten von Populismus, Moralisierung und Szientokratie*, Hamburg: kursbuch.edition, 2020.
- Wagner, Monika, *Das Material der Kunst. Eine andere Geschichte der Moderne*, München: Beck, 2001.